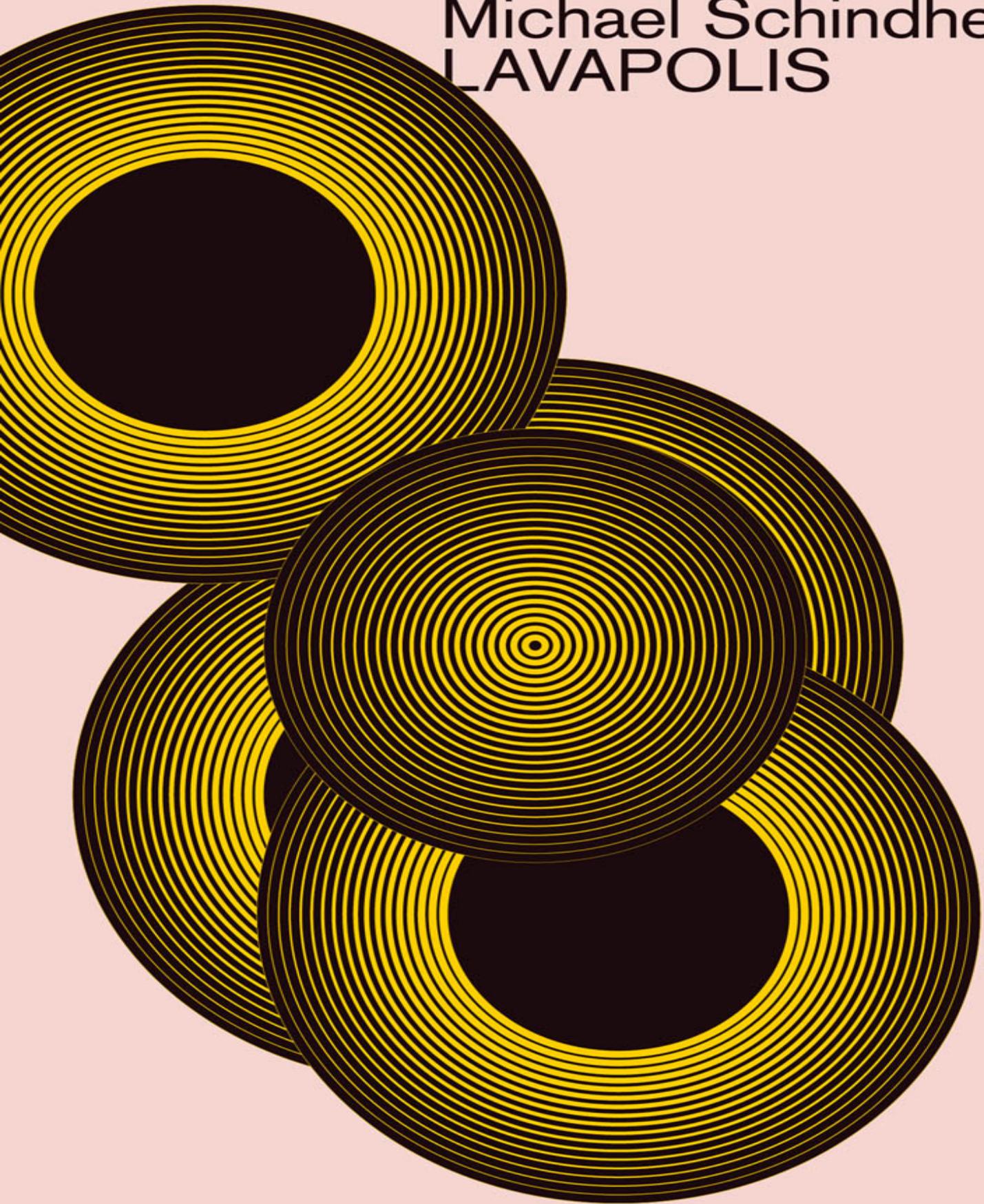


Michael Schindhelm
LAVAPOLIS



MATTHES & SEITZ BERLIN

LAVAPOLIS

Michael Schindhelm

LAVAPOLIS

Michael Schindhelm



Matthes & Seitz Berlin

Für Aurore

Wir betrachten eine Insel, die es (noch) nicht gibt, und unternehmen einen gedanklichen Versuch zu der Frage: Was ist möglich?

Die Vermutung sagt: Alles ist möglich. Die Meinungen darüber, was davon wünschenswert ist, gehen aus- und durcheinander. Die Welt soll gerechter, freier, sicherer, ganzheitlicher, umweltbewusster etc. werden. Die einzelne Meinung verlangt das Mögliche, die Summe der Meinungen verlangt das Unmögliche.

Die hier versammelten Protokollanten bilden keine Summe. Sie widersprechen sich und stimmen einander zu. In einer anderen Welt sind sie vielleicht Feinde. Doch mit ihrem ersten Tag auf der Insel werden sie Teil eines sozialen Projekts. Die gemeinsame Erwartung: Die Insel-Gesellschaft ermögliche Lebensentwürfe, die sich dank eines politischen, wirtschaftlichen und kulturellen Experiments unaufhörlich erneuern. Ein Leben *zu gleicher* Zeit, dessen Umstände und Wandlungen sich nicht dem Einfluss seiner Bewohner entziehen.

Die hier folgenden Protokolle sind aus Erfahrungen, Erkenntnissen und aus Spekulationen zusammengesetzt, die offensichtlich oder latent das Unbehagen der Gegenwart an sich selbst widerspiegeln und zugleich nähren. Die Administration der Insel nennt diese eine Heterotopie, einen Gegenort, der die reale Welt zeigt und zugleich infrage stellt. Der Ort selbst ist zwar unerreichbar (weil fiktiv), birgt jedoch Möglichkeiten – Ablösungen von den scheinbar apodiktischen sozialen oder wirtschaftlichen

Gesetzmäßigkeiten der Gegenwart –, die sich vorübergehend immer wieder ereignen, auch in der realen Welt.

LAVAPOLIS ist der Bericht von diesen Ablösungen.

- 1 Die Landung**
- 2 Zu gleicher Zeit**
- 3 Im Grauen Haus**

Der Meistgelesene Artikel

Dramatis Personae

Faidon, 69, derzeitiger Fürst der Insel

Alberto, 56, ininselgebürtig, Direktor des Ministeriums für Strategische Planung der Regierung Faidon Messinis

Simone, 38, Inselbewohnerin seit drei Jahren, aus Frankreich stammend, Dichterin

Karen, 34, illegale Inselbewohnerin, stammt aus den USA, Mitglied einer Aktivisten-Bewegung

Friday, 32, illegaler Inselbewohner unbekannter Herkunft, Mitglied einer Aktivisten-Gruppe

Dasha, 43, seit fünf Jahren Inselbewohnerin russischjüdischer Herkunft, Mutter eines 14-jährigen Sohns, arbeitet in der Einwanderungsbehörde

Diamantis, 103, Kolonist der ersten Stunde, ehemals Schlüsselfigur des Wirtschaftsaufbaus unter dem Ur-Fürsten Theodore Messinis

Fabio, 48, seit drei Jahren Inselbürger durch Investition, portugiesisch-brasilianischer Abstammung, Vater von drei Söhnen, Unternehmer

Padma, 39, seit vielen Jahren Inselbürgerin indischer Abstammung, Mutter von zwei Söhnen, Abteilungsleiterin im Sozialfonds der Regierung

Haruko, 29, seit Kurzem inoffizielle Inselbewohnerin japanisch-deutscher Abstammung, Architektin, Mitarbeiterin im sozialen Netzwerk Goodshare

Lazaros, 26, seit sechs Wochen griechischer Flüchtling, arbeitslos

Stascha, 41, seit Kurzem Inselbesucher, Brite mazedonischer Abstammung, Journalist

Xenia, 71, ininselgebürtig, Tochter einer Kolonistenfamilie und Kritikerin von Fürst Faidon

1 Die Landung

Simone 1

Die Städte, in denen wir geboren worden sind, gibt es nicht mehr. Die Städte, in denen wir leben, ganz gleich, wo wir leben, sind die Zeugen unserer Naivität. Unseres Glaubens an eine bessere Welt. Sie sind die Laboratorien unserer Selbstversuche. Die Schauplätze unserer Selbstüberwindung. Wir sind die Vorhut. Wir teilen mit jeder Vorhut, von einer neuen Wahrheit geleitet oder von einem neuen Irrtum verleitet zu werden. Wir werden nicht erfahren, ob sich der Weg gelohnt haben wird.

Alberto 1

Meine Familie gehört zur ersten Generation von Zuwanderern. Der griechische Großvater war Maat auf der Attiki gewesen, dem Schiff der ersten Expedition, und wurde später Staatsbürger mit dem Pass Nummer Siebenundneunzig. Die andere Linie meiner Familie stammt aus Tanger und ist sephardischer Herkunft. Die meisten von ihnen sind Anfang der Sechzigerjahre vor den wütenden Arabern nach Paris geflüchtet. Mein Vater nahm auf der Insel eine Stellung als Französischlehrer im damals neu gegründeten Lyzeum an und heiratete ein Jahr später die Tochter meines griechischen Großvaters.

Es gibt gute Gründe, warum wir uns – wie viele Immigranten der ersten Stunde – dem Hause Messinis gegenüber zu tiefem Dank verpflichtet fühlen. Im Vergleich zu dem sozialen Elend und der politischen Unruhe ringsum in der mediterranen Welt wirkt die Insel wie eine Schutzzone. Eine

inzwischen ziemlich stabile Schutzzone. Das ist nicht immer so gewesen. Unsere Lebensumstände lassen sich aus einer ungewöhnlichen Landesgeschichte ableiten, in der zwei Menschen die entscheidende Rolle gespielt haben: Fürst Theodore und dessen Sohn Faidon Messinis.

Stellen Sie sich vor, es ist gerade ein Weltkrieg zu Ende gegangen, das Land steht am Abgrund eines neuen militärischen Konflikts und Ihre Familie, deren Oberhaupt Sie sind, besitzt eine Insel, die fünfhundert Jahre lang von einem Vulkan verwüstet worden ist. Jetzt ist er erloschen. Streng genommen sind Sie staatenlos und verfügen über ein Haus und ein Kontor in einem unbedeutenden Nest in der Ägäis und über sechs durchschnittlich fünfundzwanzig Jahre alte Frachtkähne, die unter der Flagge eines Landes fahren, das von den Amerikanern gerade befreit worden und politisch wie wirtschaftlich völlig erschöpft ist.

Sie nähern sich zum ersten Mal der Insel, immerhin von der Größe Maltas, im tiefen mediterranen Graben zwischen den Küsten Kretas, Siziliens und der libyschen Küste gelegen. Von Ihrem noch einigermaßen hochseetauglichen Dreimaster Attiki aus sehen Sie den erloschenen Berg, die Lavaketten und endlose Macchie. Zwischen zwei Herbststürmen lassen Sie ein Boot zu Wasser und landen an. Das Maultier, das Sie mitführen, bringt Sie zu einem Felsen, von dessen Spitze aus Sie die Insel überblicken. Im ersten Moment sind Sie erschrocken. Wie weit es zum anderen Ende ist! Außer einer öden Steinwüste und den hier und da fahl vor sich hin qualmenden Aschefeldern nur stacheliges Grün. Keine Siedlung. Schwefelgestank durchsticht die Luft.

Es gibt keine Menschen. Nicht einmal Spuren von jenen, die hier einmal gelebt haben, entweder um Sklaven zu verkaufen oder um als Sklave verkauft zu werden. Ratlos starren Sie auf den schiefergrauen Plafond, der sich konturlos bis zum Horizont zieht. Da haben Sie die Vision einer sich in geringer Flughöhe nähernden Douglas Globemaster. Ehe Sie diese Vision verdrängen können, legt sich ein massiges Brummen über die Insel. Sie sehen den fünfeckigen Stern an der Flanke ...

Dem späteren Fürsten Theodore Messinis, im Volksmund bald Patron genannt, kam in diesem Moment eine Idee, die ihn bis zum Ende seines Lebens nicht mehr losließ: Die Insel sollte ein Stück Amerika werden. Das

ferne mächtige Land würde seinen Segen über dieses Eiland bringen, aus der Luft, über das Wasser, und er, Theodore Messinis, würde diesen Segen in dauerhaften Wohlstand verwandeln.

Gut möglich, dass er anfangs andere Pläne hatte als jene, die er schließlich realisierte. Seine Amerikabegeisterung hatte an sich nichts mit Las Vegas zu tun. Messinis war ein Reeder, kein Spieler. Außerdem war er Republikaner, der als junger Mann die kurze Zeit der Ikarischen Republik erlebt hatte. Casinos und Tourismus sollten Vehikel sein, um die amerikanische Zivilisation auf seine Insel zu locken, mehr nicht.

Vor den Croupiers und den Touristen nahmen aber erst mal die Bosse und einige Beauftragte des Pentagon die noch menschenleere Küste in Augenschein. Theodore Messinis handelte mit politischen und diplomatischen Mandaten oder mit riskanten Investitionen. Wohl auch aus Sorge vor dem möglichen Aufkommen eines mediterranen Kommunismus anerkannten die USA seinen Status als Fürsten, nachdem er ihnen weitreichende Rechte zur Stationierung von Militärbasen eingeräumt hatte. Der griechische Bürgerkrieg verwüstete das Festland. Die Briten auf der einen, Tito und Stalin auf der anderen Seite, standen sich beinahe direkt gegenüber. Die Insel bekam für die Amerikaner eine strategische Bedeutung. Die Truman-Doktrin und die folgenden militärischen Operationen auf dem griechischen Festland haben vermutlich die Bereitschaft der Vereinigten Staaten, rasch Hilfe zu leisten, wirksamer befördert als die Beteuerungen des Inselherrn, er werde aus dieser Ödnis einen tüchtigen Kleinstaat machen.

Aber genau das ist ihm – gemeinsam mit den Einwanderern der ersten Stunde – gelungen, und darauf sind viele von uns stolz. Der Patron rührte auf dem Festland die Trommel, um Kolonisten für sein Projekt zu gewinnen. Bis Mitte der Fünfzigerjahre meldeten sich vor allem Kriegsflüchtlinge. Nach zwei Jahren zählte die Bevölkerung schon mehr als tausend Bewohner. Den Anrainerstaaten aller Himmelsrichtungen war dieser unerwartete neue Zwerg selbstverständlich ein Dorn im Auge. Den ausländischen Investoren ging es nicht schnell genug mit dem Geldverdienen. Die neue Verwaltung war vom Tempo der Ereignisse überfordert. Gesetze wurden meist erst erlassen, nachdem etwas

schiefgegangen war. Zum Beispiel starben Arbeiter auf der Baustelle. Ausländische Journalisten verschwanden. Europäische Länder erließen Einreisestopp für nachgezogene Familien. Oder es wurden viereinhalb Kilo Heroin von Interpol in einer Höhle am Vulkan Bouno geborgen. Oft genug wird Patron Theodore zwischen allen Stühlen gesessen haben, und vielleicht war diese Position sogar bequemer als die am Verhandlungstisch mit den amerikanischen Bossen.

Die ersten Touristen waren US-Soldaten und Offiziere, die auf dem Meer, in Italien oder Deutschland stationiert und auf ein Rat Pack Revival und ein paar Delirien aus waren. Später kam Europas neue Bourgeoisie, gefolgt von der alten Aristokratie, die prompt das Dinnerjacket einführte. Wenn die Fischer mit ihren Netzen und Lampen auf See gingen, zogen die Spieler in die Salons. Jeder kam auf seine Kosten. Und ließ genügend Federn, mit denen sich die Insel weiter schmücken konnte.

Man hat dem Patron Verbindungen zur Cosa Nostra nachgesagt. Die Dokumente im Staatsarchiv bestätigen nichts dergleichen. Die Insel der frühen Jahrzehnte mag auf den ersten Blick wie eine Kopie von Monaco oder Liechtenstein ausgesehen haben, jedoch mit einer stärkeren angloamerikanischen Investorenpräsenz.

Ich teile die Auffassung vieler Inselbewohner, dass an Theodore Messinis' Casino-Kapitalismus nichts zu belächeln ist. Dieser Ur-Fürst hat in wenig mehr als dreißig Jahren über hunderttausend Menschen zu einer neuen Heimat verholfen und dieser Heimat zu Prosperität, während der Nachbar Libyen dem islamischen Fundamentalismus, Griechenland einer Militärdiktatur und Italien der politischen Korruption zum Opfer fielen. Er hat den schwankenden Boden seiner Frachtschiffe gegen das anfangs nicht minder schwankende Fundament seines Fürstentums eingetauscht. Lange hielten sich Gerüchte, dass der Bouno nur vorübergehend erloschen sei. Messinis ließ sich nicht beirren.

Schon auf dem Höhepunkt seines Erfolgs, in den frühen Siebzigerjahren, soll Patron Theodore persönlich Vertrauten gegenüber die Vermutung geäußert haben, dass seine Vision eines mediterranen Amerika einem neuen, noch radikaleren Plan weichen müsse. Ihm selbst fehlten dazu inzwischen Kraft und Idee. Niemand hätte beides seinem Sohn Faidon

zugetraut, der damals am Collège de France bei Michel Foucault Vorlesungen besuchte.

Haruko 1

Aus der Ferne sah es aus wie ein Ein-Prozent-Reservat. Der Nobelstrand für Leute, mit denen man nichts zu tun haben wollte. Nicht, wenn man zu den 99 Prozent gehört. Wie ich zum Beispiel. Vor eineinhalb Jahren habe ich mal wieder in Deutschland Fuß zu fassen versucht. Berlin natürlich. Mir wäre nicht im Traum eingefallen, das könnte die Zwischenstation sein, von der aus es auf die Mittelmeerinsel eines Fürsten geht.

Mein deutscher Vater lebt mit seiner neuen Frau aus der ehemaligen DDR in einem Stalinblock am Frankfurter Tor. Ich habe mich in der Nähe dieser fremden Frau nicht so wohl gefühlt und bin nach ein paar Wochen praktisch in das erste Manga Kissa von Friedrichshain umgezogen, das sie am unteren Ende der Kreuzzigerstraße aufgemacht haben. Dort gibt es verständlicherweise weniger Otakus oder Manga-Freaks als in Tokio. Die meisten Besucher sind Net Café Refugees und suchen eine günstige Bleibe als Übergang. Allerdings dauert bei vielen der Übergang schon ziemlich lange. Das Manga Kissa in der Kreuzziger hatte nicht nur eine Riesenauswahl an Comics und Filmen, sondern auch guten Kaffee und Schlafkapseln, die komfortabler sind als zum Beispiel in Tokios Otaku-Stadtteil Akihabara.

Kurz vor Weihnachten bot mir das Management des Manga Kissa einen Job an. Die betrieben so einen @home-maid-Service. Meine Aufgabe bestand darin, für Kunden, die weder Freunde noch Familie hatten, Geburtstagspartys auszurichten. Wir waren ein Team von sieben Leuten und haben in zwei Räumen des Manga Kissa, die mit Postern von Ichi, dem Killer, und der Roboterkatze Doraemon ausgestattet waren, die einsamen Geburtstagskinder empfangen. Der Gast teilte vorher seine Programmwünsche mit, also was er essen und trinken möchte, Torte mit oder ohne Kerzen, welche Musik er bevorzugt oder ob er gerne Karten

spielt, und wir sorgten für sein leibliches und seelisches Wohlbefinden. Manche haben sogar ihre Fotoalben angeschleppt, die wir dann artig mit ihnen durchgeblättert haben, um ein bisschen Familienstimmung aufkommen zu lassen.

Hin und wieder ließen sich auch Frauen feiern. Eine von ihnen, eine Schwedin aus Malmö, hat mir dann Dinge über die Insel erzählt, die mich neugierig gemacht haben. Die Frau war kaum älter als ich. Sie zeigte uns ungeniert den gefälschten Studentenausweis, mit dem sie billig Bahn fuhr. Schulden bei der Bank schien sie auch zu haben. Das kam mir bekannt vor. Trotzdem lebte sie da unten auf dieser Wunderinsel im Mittelmeer und schien sich ziemlich wohlfühlen. Das wollte ich genauer wissen. Am nächsten Nachmittag trafen wir uns auf einen Tee im Manga Kissa.

Die Frau hieß Lisa und gehörte einer Gruppe von sogenannten Sozialkünstlern an, die es sich zur Mission gemacht haben, nichtmonetäre Austauschpraktiken zu entwickeln und zu fördern. D. h. Leute, die kein Geld haben, helfen sich gegenseitig, indem sie Dinge, die sie nicht brauchen, ausleihen oder gegen andere Dinge, die sie nicht haben, aber brauchen, tauschen. Zum Beispiel leiht sich jemand vom Nachbarn einen Farbdrucker und sittert dafür dreimal in der Woche dessen Baby. Leistungen können nämlich auch ausgeliehen werden. Eine von Lisas Spezialitäten bestand darin, Bewerbungsschreiben für Leute aufzusetzen, die eine Stelle suchen oder eine finanzielle Beihilfe bei einer Behörde beantragen. Außerdem gehörten Brainstorming und Altgriechisch zu ihren Stärken.

Zu meiner Überraschung hatte die Gruppe einen legalen Sitz auf der Insel. Jemand von dort hatte ihnen ein Büro samt Ausstattung zur Verfügung gestellt. Goodshare war ein gemeinnütziges Netzwerk mit einer angeschlossenen Schule, das Tauschtechniken vermittelte und Arbeitslosen dabei half, ihre professionellen Fähigkeiten weiterzuentwickeln und auf Tauschmarkt-Webseiten anzubieten.

Lisa überzeugte mich damals in Berlin davon, dass solche sozialen Aktivitäten, wenn sie von vielen in großem Stil betrieben würden, die Rettung für die Marktwirtschaft darstellten. Das ist nur oberflächlich gesehen paradox. Immer mehr Leute fallen aus den traditionellen